

Tanz in Richtung Schafott

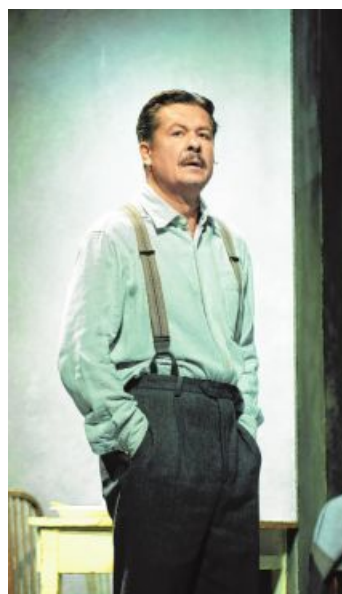
Hans Fallada als Revue: Die Uraufführung von Franz Wittenbrinks Roman-Vertonung „Jeder stirbt für sich allein“ an der Josefstadt.

Wien – An der Front, durch eigene Hand, ermordet, durch das Fallbeil: Der Tod ist allgegenwärtig und „Jeder stirbt für sich allein“, der Titel, den Hans Fallada seinem letzten Roman vorangestellt hat, ist grausames Programm. Im Dezember 1946 setzte der Autor von „Kleiner Mann – was nun?“ und „Bauern, Bonzen, Bomben“ in nur vier Wochen einem Kleinbürger-Paar, das mittels Parolen auf Postkarten-Flugzetteln mutig Widerstand gegen das Nazi-Regime geleistet und dieses Engagement mit dem Leben bezahlt hatte, ein literarisches Denkmal und entwarf dabei ein beklemmendes Berlin-Panorama der gewalttätigen 1940er-Jahre.

Für das Theater in der Josefstadt hat nun Franz Wittenbrink, der deutsche Arrangeur und Komponist, dessen musikalische Abende sich gerne

zwischen Schauspiel und Musiktheater bewegen, aus Falladas Vorlage eine Art Musik-Revue geformt, die, so viel sei vorausgeschickt, als eher misslungen gelten muss. Walter Vogelweider hat auf die Drehbühne eine an Lionel Feininger erinnernde hoch aufragende Häuserschlucht gesetzt, davor wird mit wenigen Requisiten die Küche der Quangels, das Tanzlokal „Paprika“ oder das Gestapo-Büro entstehen. Die Bühnenband unter der musikalischen Leitung von Christian Frank thront in lichten Höhen und begleitet das Geschehen mit Wittenbrinks an „Cabaret“ und Kurt Weill geschulten Melodien.

In der Regie Josef E. Köpplingers geben Michael Dangl und Susa Meyer das Ehepaar Quangel – ihnen gelingen berührende Szenen, sie haben auch im Rahmen des Vorgegebenen die dankbareren Gesangseinätze. Auch Raphael von Bargen macht als Kommissar Escherich gute, weil etwas differenzierte Figur und meistert mit „Jeder stirbt für sich allein“ den „Titel song“ souverän. Ist man Zaungast in der Bar „Paprika“ wird es schon schwieriger, dem Abend etwas abzugewinnen: Da bietet man unter Führung von Nadine Zeintl als Barbesitzerin Eva Andrassy ein üppiges Ensemble (u. a. Marcello De Nardo, Martin Niedermaier, Paul Matić, Paula Nockler, Tobias Reinthaller) auf, um musikalisch und darstellerisch dem Klischee zu frönen. Falladas großem Roman wird dieser mit mehr als zwei Stunden gefühlt sehr lange Abend nicht gerecht, schade! (Iltetz)



Michael Dangl in der Rolle des Widerständlers Otto Quangel. Foto: Ferrigato

„Die Zeit der Frauen hat erst begonnen“

Reykjavik – Die Satire „Triangle of Sadness“ ist bei der Verleihung des Europäischen Filmpreises am Samstagabend im isländischen Reykjavik in vier Kategorien ausgezeichnet worden. Regisseur Ruben Östlund nahm den Preis für den besten Film und für die beste Regie entgegen. Auch das Drehbuch und Darsteller Zlatko Buri wurden prämiert. Die Auszeichnung für die beste Schauspielerin ging an Vicky Krieps. Die Luxemburgerin wurde für ihre Rolle in Marie Kreutzers „Corsage“ geehrt. Kreuzer ging – wie berichtet – leer aus. Die deutsche Regisseurin Margarethe von Trotta wurde für ihr Lebenswerk geehrt. Die 80-Jährige erinnerte in ihrer Dankesrede daran,

dass vor ihr erst zwei Regisseurinnen diese Auszeichnung bekommen hätten. „Die Zeit der Frauen hat gerade erst begonnen“, so von Trotta. Als beste Komödie wurde „Der perfekte Chef“ geehrt, Manta Kvedaravičius’ „Mariupolis 2“ gewann den Dokumentarfilmpreis. Der Litauer Kvedaravičius wurde nach dem russischen Angriff auf die Ukraine bei Dreharbeiten gefangen genommen – und getötet.



Krieps Imago



Östlund AFP



Von Trotta APA

Der Europäische Filmpreis zählt zu den renommiertesten Auszeichnungen der Branche, er wird seit 1988 – nach dem Vorbild der US-amerikanischen Oscars – von den rund 4000 Mitgliedern der europäischen Filmakademie vergeben. (dpa, TT)



Oscarpreisträger Guillermo del Toro hat seinen „Pinocchio“-Film mit Stop-Motion-Technik gedreht.

Foto: Netflix

Trickfilmzauber ohne Zeigefinger

„Guillermo del Toro's Pinocchio“ ist eigentlich ein zu großer Film für den kleinen Bildschirm.

Innsbruck – Wie gern hätte man dieses Wunder im Kino erlebt. Doch in Tirol findet sich keines, das den großen Trägheitsbeschleuniger Netflix zu eher ungünstigen Konditionen bewerben will, weshalb „Guillermo del Toro's Pinocchio“ andernorts in ausgewählten Lichtspieltheatern läuft – und hierzulande nur mittels Patschenkinoabo abrufbar ist. Das Abo allerdings lohnt sich für diesen Film, der eben nicht oder jedenfalls nicht maßgeblich an hochtourigen Rechnern entstanden ist, sondern in Stop-Motion-Technik mit Puppen und viel Fitzelarbeit also. Del Toro, für „Shape of Water“ (2018) mit zwei Oscars und dem Goldenen Löwen ausgezeichnet, hat sich dafür mit Mark Gustafson zusammengetan, der schon bei Wes Andersons „Der fantastische Mr. Fox“ (2009) Versprechen einlöste, die sich zuvor kaum hätten formulieren lassen.

Als Buch erschienen „Pinochios Abenteuer“ von Carlo

Collodi 1883. 1940 hat Walt Disney ihnen mit Blick aufs junge Publikum alle Ecken und Kanten abgeschliffen. Seither wurde „Pinocchio“ immer wieder verfilmt. Zuletzt legten die Disney-Studios vor wenigen Wochen einen einfallsarmen Nachbau des eigenen Trickfilms mit Tom Hanks vor.

Del Toro weiß um die vielfältige Rezeptionsgeschichte – und er nützt sie für seine Zwecke: Inzwischen ist mit dem Buben aus Pinienholz alles möglich. Der Film entfernt sich von seiner Vorlage – und wird ihr gerade deshalb gerecht. Diesmal spielt die Geschichte in den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts. Und Pinocchio, das Stück Holz, dem die Waldgeister beim Aufstieg auf der faschistischen Karriereleiter helfen. Allein wie „Pinocchio“ die schwarze Pädagogik im italienischen Führerstaat vorführt, beeindruckt. Schon in „Pans

Labyrinth“ (2006) hat del Toro vom Faschismus mit den Mitteln des finsternen Märchens erzählt. Auch „Pinocchio“ ist eine großartig-groteske Abrechnung mit Totalitarismus.

Vor allem aber ist „Pinocchio“ ein konsequenter Film über Tod und Trauer, er erlaubt sich große Gefühle und kleine Gefühlsduseleien, lässt herzhaft lachen, ungläubig staunen und verstohlen weinen. Mit dem fauligen Moralismus erhobener Zeigefinger, der „Pinocchio“-Filme oft so schwer verdaulich macht, hält sich hier niemand auf. Pinocchio muss sich die „Normalität“ nicht verdienen, sondern darf sich als das durchaus anarchisch feiern, was er eben ist. Selbst sein Hang zur Notlüge wird nicht nur verteuelt. Im Kino kann das Lügen Leben retten. Und im Heimkino neuerdings eben auch. (jole)

Guillermo del Toro's Pinocchio. Bei Netflix abrufbar.

Lesend durchs Labyrinth

Der preisgekrönte Roman „Die geheimste Erinnerung der Menschen“.

Innsbruck – Für kurze Zeit war T. C. Elimane berühmt. Paris' literarischer Betrieb feierte ihn als „schwarzen Rimbaud“ und sein Buch „Das Labyrinth des Unmenschlichen“ als großen Zeitroman. Das war, jedenfalls in Mohamed Mbougar Sarrs Buch „Die geheimste Erinnerung der Menschen“, im Jahr 1938. Einen rassistisch motivierten Betrugsvorwurf später verschwanden Elimane und sein Buch aus der Öffentlichkeit – und wurden vergessen. Gut acht Jahrzehnte später stößt Diégane – auch er Schriftsteller senegalesischer Herkunft – auf das verschollene Skandalbuch. Er macht sich auf die Suche, in Paris und Amsterdam, Buenos Aires und Dakar.



Mohamed M. Sarr AFP/Saget

2021 gewann Mohamed Mbougar Sarr für „Die geheimste Erinnerung der Menschen“ als erster senegalesischer Autor überhaupt den Prix Goncourt – nun liegt der Roman auf Deutsch vor. Formal ambitioniert entspinnt Sarr darin einen postmodern-labyrinthischen Literaturkrimi, der aber nicht nur um den Text im Text und dessen Verfasser kreist, sondern um die Nach- und Weiterwehen des Kolonialismus. Bezüge zu realen Literatur- und Rassismuskandalen lassen sich ausmachen – zu Yambo Ouologuem und dessen Roman „Das Gebot der Gewalt“ (1968) vor allem –, ebenso große Kunstfertigkeit im Spiel mit den literarischen Mitteln und Möglichkeiten der vergangenen einhundert Jahre. Ein verstörender und zugleich bezaubernder Roman. (jole)

Roman Mohamed Mbougar Sarr: Die geheimste Erinnerung der Menschen. Aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller. Hanser, 440 Seiten, 27,80 Euro.

Kinder als Licht der Hoffnung

Das Tiroler Adventsingen fand nach zweijähriger Corona-Pause wieder statt.

Innsbruck – Das Adventsingen des Tiroler Volksmusikvereins ist eine nicht mehr wegzudenkende kulturelle Einrichtung in Tirol. Die Kombination aus traditioneller Volksmusik und szenischem Spiel berührt zutiefst und beschert seelische Regung bei Jung und Alt. Nach Corona-bedingter zweijähriger Pause war es nun endlich wieder so weit. Unter der Leitung von Peter Margreiter und Peter Kostner versetzten VolksmusikantInnen und SängerInnen aus Nord-, Süd- und Osttirol am Wochenende das Publikum im Congress Innsbruck in die der Adventszeit zugeschriebene Stimmung der hoffnungsvoll freudigen Erwartung. Einmal mehr war es die Autorin Angelica Ladurner,

die mit ihrem Text „Zuflucht ins Licht“, Traditionelles mit Aktuellem verbindend, einen inhaltlichen Rahmen vorgab.

Da ging es um ein Sich-Verlieren in einer scheinbar verlorenen Welt, mit dem Kind

als Lichtbild und Symbol der Hoffnung. Das Licht der gebotenen Zuflucht dürfte dank des wunderbaren musikalischen Wirkens des Tiroler Landesjugendchors, der Untertalener Weihnachtsbläser,



Kinder als Symbol der Hoffnung sorgten für seelische Regung beim Adventsingen im Congress. Foto: Hauser

des Oberlander Dreiklangs, des Latzfonsers Viergesangs, der Bründlmusig und der Formation NordOst saitig und dank des anrührenden szenischen Spiels von Wiltrud Stieger, Günther Gräfenberg und SchülerInnen der Landesmusikschule Stubaital noch lange nachleuchten.

Zwar ist das Adventsingen eine christliche Geschichte, aber auf diese Weise dargeboten lässt sie wohl auch kirchenfremde Menschen nicht unberührt. Denn die Hoffnung auf Frieden, auf ein respektvolles Miteinander und der Glaube an eine bessere Welt steht über allen Konfessionen. Das Tiroler Adventsingen schenkte einem sichtlich bewegten Publikum diese Hoffnung. (hau)